

Vortrag Pressekonferenz am 17.07.2012

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich Ihnen heute die Ergebnisse des Projekts „ehemalige Heimkinder im Land Bremen“ vorstellen zu dürfen, das in Reaktion auf bundesweite Ereignisse entstand. Am Anfang stand das 2006 erschienene Buch des SPIEGEL-Journalisten Peter Wensierski „Schläge im Namen des Herrn“. Er berichtete in ihm von den skandalösen Zuständen in der Heimerziehung der BRD in den 50 und 60er Jahren und verschaulichte dies durch diverse Einzelschicksale. Es folgte eine Petition an den deutschen Bundestag durch ehemalige Heimkinder mit ähnlichen Erfahrungen. Sie forderten die Anerkennung erlittenen Unrechts und eine finanzielle Wiedergutmachung. Die Petition wurde positiv aufgenommen; der Bundestag setzte einen Runden Tisch zur Aufarbeitung der verschwiegenen Vergangenheit und zur Prüfung der Anliegen der Betroffenen ein. Das Gremium trat im Februar 2009 erstmalig zusammen und empfahl die Weiterleitung an die Länder.

Hier in Bremen regte die Oberste Landesjugendbehörde bereits im Herbst 2008 eine Aufarbeitung an und im Frühjahr 2009 bildete sich der Arbeitskreis zu Aufarbeitung der Heimerziehung im Land Bremen. Der AK setzte sich aus Bremer und Bremerhavener Vertreterinnen und Vertretern der beteiligten Behörden und von freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe zusammen und sicherte sich wissenschaftliche Unterstützung. Für seine Arbeit setzte der AK sich drei Ziele:

Zum Ersten sollte den ehemaligen Heimkinder die Möglichkeit gegeben werden, ihre Erfahrungen mit der Heimerziehung und Anliegen vorzubringen. Dazu wurde zwischen Juni 2009 und Februar 2010 eine Telefonhotline eingerichtet. Die Anrufer erhielten das Angebot, weiterer, persönlicher Gespräche mit Mitgliedern des AK. Aufgerufen waren alle Personen, die zwischen 1945 und 1975 entweder in Bremer Heimen gelebt hatten oder von Bremer Behörden auswärtig untergebracht gewesen waren.

Das Zweite Ziel lag in der Aufarbeitung der Heimerziehung und der institutionellen Praxis im Land Bremen zwischen 1945 und 1975.

Drittens sollte der Alltag im Heim, die Praxis der Fürsorgeerziehung und die Arbeit der Jugendämter dokumentiert und die Ergebnisse für ein breites Publikum aufgearbeitet werden. Hiermit war der Wunsch verbunden, aus der Geschichte für heutige Entwicklungen in der Heimerziehung zu lernen und auch Menschen, die keinen direkten Bezug zu diesem Thema haben, für die Schwierigkeiten, die mit der institutionalisierten Unterbringung von Kindern verbunden sind, zu sensibilisieren. In der Realisierung dieser Ziele entstand die Ihnen vorliegende Dokumentation.

Der erste Teil der Dokumentation stellt den historischen Kontext und die allgemeinen Rahmenbedingungen dar. Dies ist wichtig, weil der Umgang mit Kindern und Jugendlichen in institutioneller Unterbringung immer ein Spiegel der Zeit und damit wandelbar ist. Der historische Kontext kann niemals das Leid relativieren und Unrecht entschuldigen, er hilft aber beim Verständnis und ermöglicht den Blick auf vorhandene Alternativen.

Der zweite Teil der Dokumentation ist den Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder gewidmet, die im Übrigen auch überraschend oft von nicht minder gravierenden Erfahrungen in Pflegefamilien berichteten. Hierzu gleich mehr.

Im dritten Teil geht es um die institutionelle Perspektive. Es wird beschrieben, wie sich das institutionelle System der Jugendfürsorge in Bremen in dem gewählten Zeitraum entwickelte.

Der abschließende Teil enthält die Bewertung der damaligen Zustände durch den AK sowie einen Ausblick auf die heutige Situation der Kinder- und Jugendhilfe im Land Bremen.

Bei der folgenden Vorstellung einiger Ergebnisse stelle ich den Alltag der Heimerziehung aus der Perspektive der Betroffenen in den Mittelpunkt.

Insgesamt meldeten sich 70 Personen bei der Hotline, Frauen und Männer zwischen gut 50 Jahren und über 70 Jahren. Sie berichteten von ihren Erlebnissen und formulierten ihre Anliegen. Diese reichten von dem Bedürfnis „endlich über das

Erlebte sprechen zu dürfen“, über konkrete Anliegen wie Unterstützung bei der Suche nach Verwandten oder Bekannten oder Akteneinsicht, das Verlangen nach einer Entschuldigung durch die Behörden oder Heime bis hin zur Anerkennung des erlittenen Leids und erlittener Einbußen durch finanzielle Entschädigung. Einige der Anrufenden meldeten sich auch, um über ihre positive Erfahrungen aus der Zeit ihrer Heimunterbringung zu berichten. Die Gespräche mit ihnen bilden die Grundlage der Darstellung.

Die Gesprächspartnerinnen und -Partner benannten als Heim-Lebensorte in Bremen vor allem die noch heute bestehenden „alten“ Waisenhäuser, Alten Eichen, St. Johannis und St. Petri, die damaligen, inzwischen nicht mehr bestehenden Fürsorgeerziehungseinrichtungen, das Isenbergheim und das Dorotheenheim für Mädchen und den Ellener Hof für Jungen, die damaligen, seit Jahrzehnten schon nicht mehr bestehenden kommunalen Kinder-, Jugend- und Lehrlingswohnheime in der Stadt und entsprechende Heime in Bremerhaven. Kinder und vor allem Jugendliche wurden aber auch oft in auswärtige Anstalten zwischen Cloppenburg und dem Schwarzwald geschickt.

Inhaltlich gleicht keine der Lebens- und Heimgeschichten, die uns erzählt wurden, der anderen. Trotzdem gibt es einige typische Verläufe und vieles, was von vielen sehr ähnlich erlebt und beschrieben wurde. Ich schildere dies anhand einiger ausgewählter Aspekte:

Die Heimeinweisungsgründe:

Manche der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner lebten nur sehr kurz bei Ihren Eltern bzw. Müttern. Vor allem alleinerziehende und sehr junge Mütter resignierten angesichts ihrer desolaten finanziellen Lage und gegenüber der in jenen Jahrzehnten noch weit verbreiteten gesellschaftlichen Stigmatisierung. Sie sahen sich gezwungen, ihre Kinder schon kurz nach der Geburt in ein Säuglingsheim zu geben. Für die Kinder war dies fast immer der Beginn eines langen Leidenswegs. Auch nach einer Wiederheirat plötzlich unerwünschte Kinder, wurden von ihren Familien abgegeben. In anderen Fällen waren krisenhafte Zuspitzungen in der Familie für eine Abgabe der Kinder verantwortlich. Hilfen für solche Familien waren damals noch die absolute Ausnahme.

Andere wurden aus Gründen der Vernachlässigung von ihren Eltern getrennt. Die Anlässe gleichen den Heutigen. Etwa unhygienische Zustände in den Wohnungen, innerfamiliäre Gewalt, Alkoholismus der Eltern.

Eine Gruppe geriet ohne vorherige Probleme, weil sie objektiv versorgt werden mussten, in die Heimerziehung. Hierzu zählen Waisen, Kindern, deren Eltern aus Arbeitslosigkeit die Versorgung nicht mehr übernehmen konnten oder Lehrlinge, die den Wohnort wechseln mussten.

Heimverlegung und Wechsel

Heimverlegungen und andere Wechsel des Unterbringungsortes waren üblich. Gründe für sie waren schlichte Routinen – Heime waren oft nur auf bestimmte Altersgruppen ausgelegt – disziplinarische Gründe. – Wer nicht folgte flog raus. – oder die Feststellung eines „Sonderbedarfs“, was auch die Unterbringung in einem besonders strengen und ‚fluchtsicheren‘ Heims weit weg von Bremen bedeuten konnte.

Solche Wechsel waren immer mit einem Bruch sozialer Beziehungen verbunden. Die Erfahrungen der Diskontinuität und das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Entscheidungen übermächtiger Behörden bestimmten häufig den ganzen Lebensweg. Verstärkt wurden diese Erfahrungen noch durch den häufigen Wechsel der Erzieher innerhalb einzelner Heime – Heimerzieher waren schlecht bezahlt und arbeiteten unter heute nicht mehr vorstellbaren Bedingungen. Es gab Kinder, die innerhalb von drei Jahren 15 und mehr Erzieherwechsel erlebten..

Der Alltag im Heim:

Auch das, was im Heim erlebt wurde, unterschied sich, je nachdem, in welchem konkreten Heim, in welcher Kategorie von Heimen und an welchem Ort man untergebracht wurde. Erfahrungen in einem kommunalen oder anderem Kinderheim lassen sich nur schwer mit einem geschlossenen Fürsorgeerziehungsheim oder einem Lehrlingswohnheim vergleichen. Allgemein lässt sich aber feststellen: Je geschlossener ein Heim war, desto schlimmer und gewalttätiger waren die Erfahrungen und je weiter entfernt ein Heim war, desto eher suchte man – mit oft gravierenden Folgen – einen Ausweg durch Weglaufen.

In jedem Heim, egal mit welcher Ausrichtung, gab es einen mehr oder weniger gewohnten Alltag. In den Heimen für Kinder war er zumeist dem nachgebildet, was man von einer ‚normalen‘ Familie erwartete, die einige Heime auch nachzubilden versuchten: Wecken, Waschen, Frühstück, Schule, Mittagessen, Schularbeiten, Freizeit, Abendbrot, wieder Freizeit, dazwischen irgendwann die „Ämter“. Im Nachkriegsjahrzehnt gehörte auch in Kinderheimen häufig Arbeit im Garten, beim Bauern bei der Kartoffelernte, Kartoffelschälen und Putzen dazu. In diesen Heime gab es auch Geburtstagsfeiern, Ostereier suchen, Ausflüge, einmal in der Woche Besuchstag für die Angehörigen, einmal im Jahr eine Ferienreise.

In den Fürsorge-Heimen sah der Alltag anders aus: Wecken, Waschen, Betten bauen, Antreten zum Frühstück, beim Frühstück nicht sprechen, Fertigmachen zur Arbeit, Mittagessen mit Zigarettenpause, dann wieder ausrücken zur Arbeit, Abendbrot, Freizeit, 22 Uhr Licht aus. Lichtblicke in solchen Heimen waren allenfalls die ländliche Umgebung mit Tieren und Wäldern, die Zeltreise in den Ferien und dies vor allem – die Solidarität unter den „Insassen“ – wie man die Jugendlichen in diesen Heimen nannte.

Entscheidend für das Erleben (und die Verarbeitungsmöglichkeiten) waren Strafen und vielleicht noch mehr Demütigungen, in einigen Heimen die ‚Arbeitsausbeutung‘ und das ‚Weggeschlossensein‘, die Gleichgültigkeit gegenüber ihrer schulischen Qualifizierung und für die, sie erleiden mussten, der sexuelle Missbrauch.

Demütigungen und seelische Verletzungen

Demütigungen und seelische Verletzungen gab es in fast allen Heimen (und auch in vielen Pflegefamilien). Sie äußerten sich in Bewertungen wie: „Du bist nichts wert, Du bist wie Deine Mutter, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, aus Dir wird nie etwas, wenn Du so weitermachst, landest Du sowieso im Knast.“

Auch vielfältige Formen von Beschämungen und Bloßstellungen waren weit verbreitet: „Kinder guckt mal her, der hat schon wieder ins Bett gemacht“. In einer gewissen Zeit mussten Kinder im St. Petri Dom Kollekten einsammeln und einen Diener machen, andere auf der Straße in Sammelbüchsen für ihr Heim betteln. Eine Gesprächspartnerin berichtete von dem Pastor in einer dörflichen Kirche, er habe die Gemeinde zum Beten für die ‚Gefallenen Kinder‘ aufgerufen.

In die gleiche Richtungen weisen alltägliche Schikanen: Erbrochenes wurde dem Kind wieder eingelöffelt, „ich darf nicht lügen“ musste 50mal geschrieben werden; es gab sogar das ‚klassische‘ mit der Zahnbürste den Fußboden schrubben.

Zu den alltäglichen Strafen gehörte das stundenlange auf dem Flur Stehen, das Schuhe Putzen für die ganze Gruppe, die Ausgangsperrren und der Taschengeldentzug oder der ‚Schlag‘ mit dem Stock auf die Finger. Nicht alltäglich, aber vorkommend, war auch das ernsthafte Verprügeln. In Fürsorgeanstalten gehörte die Arrestzelle zum Repertoire, in anderen Heimen wurde der Keller zum ‚Absondern‘ genutzt.

Quälereien konnten von Erziehern ausgehen, aber auch von den anderen ‚Zöglingen‘. Schon bei Ankunft in einigen Heimen gab es von den Anderen eine „Willkommensabreibung“ von jedem der Gruppe zur Bestimmung der Stellung in der Hierarchie. Besonders schwer hatten es Kinder oder Jugendliche die stotterten, die zu klein geraten waren, als Heulsuse galten oder Bettnässer waren. In diesem Rahmen gab es Gesprächspartner, die bekannten, nicht nur Opfer, sondern auch Täter gewesen zu sein.

Am meisten litten die Opfer sexuellen Missbrauchs, die bis hin zu Vergewaltigungen reichten. 14 der 53 Gesprächspartner berichteten über sexuelle Gewalt und weitere deuteten diese an. Es konnte in jedem Heim geschehen – durch einen Erzieher, einen Lehrer, einen Pastor, einen Praktikanten, einen älteren Jungen. Was allerdings nicht heißt, dass es in jedem Heim und zu allen Zeiten dazu kam. Die drastischsten Schilderungen stammten hier aus auswärtigen Heimen.

Aus den halbgeschlossen Bremer und insbesondere aus den völlig geschlossenen, von hohen Mauern umgebenden auswärtigen Anstalten, wird von extremer Arbeitsausbeutung berichtet. In Freistatt musste man Torfstechen, in den Mädchenheimen 8 Stunden in Küche, Wäscherei und im Haus schufteten. Aus einem Kinderheim berichtete ein Betroffener: „Immer wenn gutes Wetter war, fiel für uns die Schule aus. Ich habe in meiner Heimschule nie Lesen und Schreiben gelernt.“ Verpasste Bildungschancen waren entsprechend ebenfalls ein gewichtiges Gesprächsthema.

Generell lassen sich bei aller Individualität der Erfahrungen typische Muster in den Biografien erkennen. Die Lebenswege gestalteten sich unterschiedlich je nachdem, in welchem Stadium des Lebenszyklus die Heimerziehung einsetzte.

Kinder, die kurz nach der Geburt in Heime oder Pflegefamilien kamen, durchliefen viele unterschiedliche Stationen. Sie kämpften häufig mit der Ungewissheit ihrer Herkunft, dem Gefühl abgeschoben und nicht geliebt worden zu sein und der Erfahrung einer häufig freudlosen Kindheit. Vereinsamung, eine depressive Grundhaltung und eine schwierige berufliche Integration kennzeichnen einige dieser Lebenswege. Einige schafften es aber auch, sich mittelfristig von ihrer Kindheitserfahrung zu lösen und den Mut für ein selbstgestaltetes Leben zu finden.

Für Kinder, die wegen Vernachlässigung etc. zumeist im Vor- oder frühen Schulalter aus Ihren Familien genommen wurden, bedeutete die Herausnahme zunächst eine Verbesserung ihrer Situation. Langfristig erfüllte sich der Wunsch des Jugendamtes, ihnen ein besseres Umfeld zu schaffen zumeist aber nicht. Der Vernachlässigung in der Familie folgten Drangsalierung und rigide Erziehungspraktiken in den Heimen. Sie kamen mit der neuen Situation häufig nicht zurecht, boykottierten und erlebten daher viele Heimwechsel bis in geschlossene Erziehungsheime. Die frühen Leidenserfahrungen setzten sich häufig fort und hatten massive Probleme zur Folge: Ängste, Alpträume, psychosomatische Erkrankungen, niedrig qualifizierte Jobs, Arbeitslosigkeit und zerbrochene Beziehungen.

Ältere Kinder und Jugendliche wurden nach der krisenhaften Zuspitzung in der Familie häufig direkt in ein Erziehungsheim eingewiesen. Einige passten sich an und sie verblieben in diesem Heim. Der Großteil rebellierte gegen den Zwang und Drill und versuchte sich durch Flucht zu entziehen. Diese Versuche endeten häufig in isolierten Heimen in der geschlossenen Unterbringung. Alle empfanden Wut und Schmerz über die Verhältnisse, der weitere Lebensweg innerhalb dieser Gruppe unterschied sich aber. Wer häufig weitergereicht worden war, berichtete auch häufiger über Phasen subkulturellen Lebens, von Prostitution und Kriminalität und unsteten Arbeitsbeziehungen. Selbst wenn sie nach einigen Schleifen in der

Gesellschaft ankamen, blieb die Wut auf eine Gesellschaft und ein Jugendamt, die ihr Leiden in Kauf genommen hatten.

Am besten überstanden diejenigen ihre Zeit im Heim, die in ihrer frühen Kindheit weder vernachlässigt noch ausgestoßen worden waren, sondern die im Hintergrund noch über einen personellen Background verfügten, der sich trotz widriger Umstände (sei es kriegsbedingter oder besonderer sozialer Notlagen wegen) noch um sie kümmerte.

Bleibt die Frage, was sich getan hat

Mit den geänderten gesellschaftlichen Bedingungen hat sich auch die Sicht auf Erziehungsziele und der juristische Rahmen geändert. Speziell für die Jugendhilfe steht heute das Wohl des Kindes und nicht der Schutz der Gesellschaft im Vordergrund. Dazu können Ihnen die Damen und Herren aus der Praxis sicherlich gerne noch mehr erzählen. Neue Erziehungsideale und alte Forderungen nach Modifikationen in der Heimerziehung haben sich mittlerweile durchgesetzt. Die Herausnahme eines Kindes aus der Familie ist und bleibt aber ein entscheidender biografischer Einschnitt im Lebensweg eines Menschen, der nachhaltige soziale und emotionale Konsequenzen hat. Selbst qualifizierte und engagierte Jugendhilfe kann dies nur bedingt kompensieren.

Ich hoffe - und da sehe ich den AK hinter mir - dass diese Dokumentation ihren Teil dazu beiträgt, aktuellen Debatten und Diskussionen um einen schärferen Umgang mit Jugendlichen historische Tiefenschärfe zu verleihen. Und ich bin froh, dass dieses Kapitel der Bremer Geschichte aufgearbeitet und damit den Heimkindern die längst überfällige Anerkennung verschafft wurde.